

Die leere Wand

Frank Xavier | Caro Richter

Die leere Wand

*Aufstieg und Verschwinden
eines Kanzlers*

Historischer Roman

Erzählt von Friedrich Bürger

Impressum

© 2026 Frank Xavier, Caro Richter

Lektorat und Korrektorat: Frank Xavier und Caro Richter, mit
Unterstützung von ChatGPT (OpenAI)

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autoren:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 GroÙebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:

Softcover: 978-3-99203-198-6

Hardcover: 978-3-99203-197-9

E-Book: 978-3-99203-201-3

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der
Autoren unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Die Autoren danken Claude, ChatGPT, Storm und NotebookLM
für die Unterstützung bei der historischen Recherche, der
Charakterentwicklung und der narrativen Strukturierung des
Romans. Die kreative Vision und künstlerische Verantwortung liegen
vollständig bei den Autoren.

Über die Autoren

Frank Xavier und Caro Richter leben und schreiben in Krems an der Donau. Als Autorenduo widmen sie sich Biografien, Romanen und Geschichten, in denen historische Persönlichkeiten und beinahe vergessene Lebenswelten wieder sichtbar werden.

Mit Caspar Wenger – Der Wächter von Krems veröffentlichten sie ihren ersten historischen Roman aus Niederösterreich. Es folgte Barbara Gruberin – Die letzte Äbtissin von St. Bernhard. Die leere Wand – Aufstieg und Verschwinden eines Kanzlers ist ihr dritter historischer Roman.

Im vorliegenden Roman lassen Frank Xavier und Caro Richter den fiktiven Chronisten Friedrich Bürger als Erzähler sprechen. Aus seiner Perspektive nähert sich das Autorenduo dem Leben des beinahe vergessenen Hofkanzlers Johann Matthias Prücklmayr.

Danksagung

Diesem Buch liegt die historische Forschungsarbeit von August Pachschwöll zugrunde. Sein Werk

**Das außergewöhnliche Leben von
Johannes Matthias Prücklmayr –
Freiherr von Goldegg (1589–1656)
ISBN 978-3-200-11012-0**

war die hauptsächliche Recherchegrundlage für das vorliegende Buch: eine Lebensspur, die ohne seine jahrelange, im Archiv geleistete Arbeit heute kaum mehr auffindbar wäre. Was hier erzählt wird, ruht auf dem, was er zuvor geborgen hat.

Ihm, dem Heimatforscher, der diesem Mann seine Sichtbarkeit zurückgab, gilt unser aufrichtiger Dank.

Das Buch ist direkt beim Autor erhältlich:

august.pachschwuell@gmx.at

Prolog

Die leere Wand

Es gibt eine Stunde im Spätherbst, in der das Waldviertel sich selbst zu vergessen scheint. Der Nebel steht dann nicht über den Feldern, sondern in ihnen, als sei er aus dem Boden gestiegen und nicht vom Himmel gefallen, und die Wälder, die sonst die Hügel so entschieden gegen das Licht setzen, verlieren ihre Ränder. Ich war an einem solchen Morgen nach Altenburg gefahren, und ich erinnere mich, dass ich auf der letzten Wegstrecke, dort, wo die Straße sich zwischen den Teichen hindurchwindet, das Tempo herausnahm, nicht aus Vorsicht, sondern weil mir war, als führe ich in etwas hinein, das keine Eile vertrug.

Ich hatte zu jener Zeit nichts vor. Das ist eine Auskunft, die man als Mann meines Alters und meines früheren Gewerbes nur ungern gibt, denn sie klingt nach Müßiggang, und Müßiggang ist das Einzige, was man einem ausgedienten Journalisten nicht verzeiht. Vierzig Jahre lang hatte ich aufgeschrieben, was geschah, und das Aufschreiben dessen, was geschieht, hat den Vorzug, dass es einem das Aufschreiben dessen, was war, erspart. Man läuft der Gegenwart hinterher und braucht sich nie umzudrehen. Nun aber war die Gegenwart mir davongelaufen, oder ich ihr, und ich hatte angefangen, mich umzudrehen, und das Erste, was ich dabei bemerkte, war eine Wand.

Es ist die Wand in meinem Arbeitszimmer, jene gegenüber dem Schreibtisch, die ich, solange ich denken kann, leer gelassen habe. Andere hängen dorthin ihre Diplome,

ihre Auszeichnungen, die gerahmten Photographien von Menschen, denen sie einmal die Hand geschüttelt haben. Ich hatte die Wand leer gelassen, und ich hatte mir das stets als eine Tugend ausgelegt, als Bescheidenheit, als Abneigung gegen das Zurschaustellen meiner selbst. Erst spät, viel zu spät, begriff ich, dass es keine Tugend gewesen war, sondern eine Gewohnheit, und dass die leere Wand mir nicht weniger über mich erzählte als die vollen Wände der anderen über jene. Sie sagte: Hier hat einer nichts aufgehängt, weil er nichts behalten wollte, was ihn festhielt. Sie war das Bekenntnis eines Mannes, der sein Leben lang lieber Zeuge als Teilnehmer gewesen war.

Ich erzähle das voraus, weil ohne diese Wand die Geschichte, die ich aufzuschreiben gedenke, nie begonnen hätte. Denn an jenem Morgen in Altenburg fand ich einen Mann, der eine ganze Wand verdient hätte, und dem dennoch keine geblieben war – und ich erkannte in dieser Leere etwas wieder, das mir nicht fremd war.

Das Stift Altenburg liegt, wenn man es zum ersten Mal sieht, ein wenig zu schön in der Landschaft, als dass man ihm seine Geschichte glauben möchte. Dreimal niedergebrannt, von den Hussiten, von den Schweden, von der Zeit, und dreimal wieder aufgerichtet, zuletzt im Barock, der über die Trümmer eine Heiterkeit gelegt hat, die fast zu groß wirkt für ein Haus, das so oft gestorben ist. Ich war nicht der Architektur wegen gekommen. Ein alter Bekannter, der die Bibliothek betreut, hatte mir vor Wochen, eher beiläufig, von Beständen erzählt, die noch nicht recht geordnet seien, von Gewährbüchern und Pfarrakten und losen Blättern, die man bei der letzten Inventur in einer Truhe gefunden habe, und ich hatte, weil ich nichts vorhatte und weil das Nichtsvorhaben mich zu drücken begann, gesagt, ich würde

gerne einmal hineinsehen.

Man führte mich in einen Raum, der nicht öffentlich zugänglich ist, einen niedrigen, gut geheizten Raum mit einem langen Tisch, auf dem die Truhe stand, und mein Bekannter, der zu tun hatte, ließ mich allein mit der Anweisung, die Blätter behutsam zu behandeln und nichts in eine andere Ordnung zu bringen, als ich sie vorfände. Dann war ich allein, und es war still, mit jener besonderen Stille, die in Archiven herrscht und die keine Abwesenheit von Lärm ist, sondern eine Anwesenheit von etwas anderem: die Anwesenheit all dessen, was die Blätter einmal gewesen waren, ehe sie Blätter wurden.

Ich blätterte den ganzen Vormittag. Das meiste war, was solche Bestände nun einmal sind: Zinsverzeichnisse, die niemanden mehr angehen, Streitigkeiten um Grenzsteine, die längst verschoben sind, die ewige, geduldige Buchführung des Überlebens. Ich las die Hand eines Pfarrers, der über zwei Jahrzehnte hin in immer zittrigerer Schrift festhielt, wer in seinem Sprengel geboren wurde und wer starb, und ich bemerkte, dass die Geburten mit der Zeit weniger und die Sterbefälle mehr wurden, und dass dann, in einem bestimmten Jahr, beide aufhörten, weil die Hand aufgehört hatte. Es ist eine eigentümliche Schwermut, die einen in solchen Stunden überkommt, eine Schwermut nicht über den Tod, sondern über die Gleichgültigkeit, mit der die Welt ihn aufzeichnet: drei Worte, ein Datum, der nächste Eintrag.

Gegen Mittag stieß ich auf das Blatt.

Es lag nicht ganz unten, aber tief, und es war kein loses Blatt, sondern ein Bogen, mehrfach gefaltet, an den Bruchstellen brüchig, mit einer Schrift, die größer und entschiedener war als die der Pfarrer, eine Kanzleischrift,

geübt, geschult, eine Schrift, die nicht festhalten, sondern verfügen wollte. Es war, wenn ich es richtig deutete, die Abschrift einer Bestätigung, mit der ein Kaiser irgendeiner Gemeinde irgendwelche alten Freiheiten erneuerte. Das Übliche, das die Herren den Untertanen gewährten, damit die Untertanen vergäßen, dass das Gewährte einmal ein Recht gewesen war. Ich hätte es weggelegt wie die anderen. Aber unten, wo die Beglaubigung stand, las ich einen Namen, der mich aufhielt, und ich weiß bis heute nicht genau zu sagen, warum.

Joannes Matthias Pricklmayr.

Daneben, kleiner: Hof Cantzler.

Ich saß eine Weile und sah den Namen an. Ein Hofkanzler, das ist kein kleiner Mann. Das ist, wenn die Worte noch etwas bedeuten, einer der Männer, durch deren Hände der Wille eines Reiches lief, ehe er Befehl wurde. Und doch hatte ich den Namen nie gehört. Ich, der ich vierzig Jahre lang vom Gewerbe des Sich-Erinnerns gelebt hatte, der ich die Namen der Mächtigen kannte wie ein Apotheker seine Gifte, ich kannte diesen Namen nicht. Pricklmayr. Es klang nicht nach Macht. Es klang nach einem Bauern, nach Lehm an den Stiefeln, nach einem Hof am Rand eines Dorfes. Und vielleicht war es genau dieser Widerspruch zwischen dem Namen und dem Amt, der mich nicht weiterblättern ließ — die Unmöglichkeit, dass beides an demselben Mann hängen sollte.

Ich machte mir, was ich seit Jahren nicht mehr getan hatte: eine Notiz. Den Namen, das Amt, das Wort, mit dem die Bestätigung schloss. Dann suchte ich, behutsam, ob das Blatt allein war, und es war nicht allein. In derselben Truhe, einige Lagen darüber, lag ein älteres Blatt, eine geistliche

Sache, der Streit um eine Pfarre irgendwo nahebei, und auch dort stand der Name, aber anders geschrieben — Prückhlmayr – und es war nicht derselbe Mann, sondern, wie ich erst viel später begriff, ein Verwandter, ein Priester, eine zwielichtige Gestalt zwischen den Konfessionen, dessen Spur sich im Jahr darauf verlor. Schon damals fiel mir auf, dass der Name in kaum zwei Schriftstücken gleich geschrieben war. Bald sollte ich lernen, dass es ihrer ein Dutzend gab: Prückelmayr, Prickelmayr, Pruggimair, Prügglmair, Püglmayr, als hätte selbst die Tinte nicht festhalten können, wer dieser Mann war. Ein Mann, dessen Name in den Akten zerfließt. Mir, der ich Bilder liebe und ihnen misstrauere, erschien das damals als eine fast zu deutliche Fügung, und ich verscheuchte den Gedanken. Heute weiß ich, dass die Akten manchmal ehrlicher sind als die Bilder, die wir ihnen aufzwingen.

Ich fuhr am Nachmittag nicht heim. Ich blieb in der kleinen Pension unten im Ort, und am Abend, als die Wirtin abräumte und draußen der Nebel sich in Regen verwandelte, fragte ich sie, beiläufig, ob ihr der Name etwas sage. Sie sah mich an, wie Wirtinnen Gäste ansehen, die nach Dingen fragen, die niemand mehr wissen kann, höflich und ein wenig besorgt. Nein, sagte sie. Aber in St. Bernhard, das sei gleich drüben, eine Viertelstunde, da gebe es, glaube sie, eine Gasse, oder eine Stiftung, irgendetwas Altes. Ihr Mann wisse das besser.

St. Bernhard. Eine Viertelstunde. Ich nahm die Karte zur Hand, die ich im Wagen führe, und maß mit dem Daumen: kaum sieben Kilometer von Altenburg, dem Ort, an dem ich das Blatt gefunden hatte. Sieben Kilometer. Es ist eine Strecke, die ein Kind an einem Sommernachmittag geht,

um zu sehen, was hinter dem nächsten Wald liegt. Und von diesem Punkt, sieben Kilometer von der Truhe entfernt, in der ich seinen Namen ausgegraben hatte, war ein Mann aufgebrochen, der am Ende seines Weges die Briefe eines Kaisers schrieb.

Was dann kam, kam langsam, denn alles Wirkliche kommt langsam, und ich misstraue dem, was sich rasch ergibt. Ich brauchte Wochen, ehe ich auch nur die Umrisse hatte, und Monate, ehe die Umrisse ein Mensch wurden. Aber die Umrisse waren von einer Art, die mich nicht mehr losließ.

Johann Matthias Prückelmayr, geboren um das Jahr 1589 in St. Bernhard bei Horn, der Sohn eines Bauern. Gestorben im August 1656 in Wien, in seinem eigenen Haus, als Freiherr von Goldegg, als Geheimer Rat und Hofkanzler Seiner Römisch-Kaiserlichen Majestät Ferdinands des Dritten. Dazwischen lagen siebenundsechzig Jahre und ein Weg, den zu beschreiben ich dieses ganze Buch brauchen werde: vom Brei an der Klosterpforte bis zu dem Tisch, an dem entschieden wurde, ob das Elsass an Frankreich fallen solle und ob ein Reichsfürst seine Güter behalten dürfe oder verlieren.

Aber das war nicht das, was mich festhielt. Mächtige Männer, die aus dem Nichts kamen, hat jede Zeit hervor-gebracht, und ihre Geschichten gleichen einander mehr, als es ihren Helden lieb wäre. Was mich festhielt, war das Gegenteil ihrer Geschichten. Es war, dass dieser Mann, der so hoch gestiegen war, nicht oben geblieben war im Gedächtnis, sondern hinabgesunken, tiefer als die meisten, die nie gestiegen waren. Es war, dass ich, je länger ich suchte, desto weniger fand.

Ich fand sein Grab nicht, denn es gibt keines mehr. Er

liegt, so viel ließ sich feststellen, in der Augustinerkirche zu Wien, der Hofpfarrkirche, mit der Burg verbunden, dem Herzstück des frommen Lebens am Kaiserhof; er hatte es so bestimmt. Aber Kaiser Joseph, der vieles aufräumte, was ihm im Wege stand, ließ über hundert Jahre später bei einer Erneuerung der Kirche die Grabsteine des Hofadels entfernen und die Gruft unter dem Langhaus zuschütten, und als man im zwanzigsten Jahrhundert dort grub, ließ sich kein Sarg dem Freiherrn von Goldegg zuordnen. Er liegt unter dem Estrich, namenlos, irgendwo, und Menschen gehen täglich über ihn hinweg, die nie von ihm gehört haben und nie von ihm hören werden.

Ich fand sein Gesicht nicht. Es gibt, wie ich erst sehr spät erfuhr, ein einziges Bild, aber davon will ich hier noch nicht sprechen, denn ich habe es selbst erst am Ende meines Weges gesehen, und es gehört ans Ende. Lange Zeit hatte ich nichts. Ich wusste, wie ein Hofkanzler des siebzehnten Jahrhunderts aussah, die Kanzleien sind voll solcher Gesichter, ernst, fett, in schwarzen Roben, mit der Feder in der Hand – aber ich wusste nicht, wie er aussah, und je länger ich es nicht wusste, desto leerer wurde der Platz, an dem das Gesicht hätte sein sollen.

Und ich fand, schließlich, ein Buch aus dem Jahr 1747, verfasst von einem fleißigen Mann, der die Geschlechter des niederösterreichischen Adels verzeichnete, alle ihre Wappen, alle ihre Linien, mit der ganzen pedantischen Liebe des Genealogen. Über unseren Mann schrieb er: Das Prückelmayrische Wappen sei nicht bekannt, und er wisse nichts von ihm, als dass ein gewisser Johann Matthias Prückelmayr an einem bestimmten Tag des Jahres 1645 unter die Landleute aufgenommen worden sei. Nicht einmal hundert Jahre nach seinem Tod wusste der gewissenhafteste

Mann seines Faches von dem Hofkanzler eines Kaisers nicht mehr als ein Datum und einen Verwaltungsakt. Nicht einmal das Wappen.

Ich saß lange über diesem Satz. Denn ein vergessener Bauer ist kein Rätsel: Die Bauern sind dazu da, vergessen zu werden, das ist die stille Übereinkunft, auf der die Geschichte ruht. Aber ein vergessener Hofkanzler ist ein Rätsel, und ein Rätsel verlangt entweder eine Lösung oder ein Schweigen, und ich habe in meinem Leben zu viel geschwiegen, als dass ich über etwas, das mich nicht losließ, noch einmal hätte schweigen können.

Die Lösung, die sich mir mit der Zeit aufdrängte, war einfach und beunruhigend zugleich. Es war nicht so, dass man ihn vergessen hatte. Es war so, dass man ihn vergessen gemacht hatte. Ein Emporkömmling mit bäuerlichen Wurzeln, der an die Spitze gestiegen war, der die Finanzen eines bankrotten Reiches geordnet und sich dabei, wie es ein Mann seines Geschäfts gar nicht anders konnte, wenig Freunde gemacht hatte. Ein solcher Mann wird vom alten Adel nicht bekämpft, denn Bekämpfen hieße Anerkennen. Er wird verschwiegen. Das Verschweigen ist die feinste, die geduldigste, die wirksamste Form der Rache, und sie hat den Vorzug, dass sie keine Spuren hinterlässt, ja dass ihr ganzes Wesen darin besteht, keine Spuren zu hinterlassen. Man tötet einen Mann nicht, indem man ihn schlägt. Man tötet ihn, indem man seinen Namen aus den Büchern lässt, sein Wappen vergisst, sein Grab überpflastert, bis nach hundert Jahren der fleißigste Genealoge die Achseln zuckt und schreibt: nicht bekannt.

Und so, dachte ich an jenem Abend in der Pension, war dieser Mann zweimal gestorben. Einmal im August 1656,

an einer Krankheit, von der ich damals noch nichts wusste. Und ein zweites Mal, langsamer, über Jahrzehnte, im Gedächtnis derer, die ihn überlebten und überlebten wollten, derer, die er sein Leben lang bedient und beherrscht und besteuert hatte, und die ihm das nie verziehen, weil das Schlimmste, was ein Bauernsohn einem Grafen antun kann, nicht ist, ihn zu besiegen, sondern ihn zu brauchen.

Es gibt eine Vorstellung von der Macht, die ich mein Leben lang mit mir herumgetragen habe, ohne sie je zu prüfen, und die mir erst durch diesen Mann fragwürdig wurde. Es ist die Vorstellung, dass die Macht oben sitzt, auf dem Thron, in der Krone, im sichtbaren Herrscher, und dass alles andere ihr dient. Wir sind darauf erzogen, nach oben zu sehen, wenn wir wissen wollen, wer entscheidet. Aber je länger ich diesem Prückelmayr nachging, desto deutlicher wurde mir, dass ich mein Leben lang in die falsche Richtung gesehen hatte. Der Kaiser saß auf dem Thron, gewiss. Aber der Kaiser konnte nicht überall sein, konnte nicht alles wissen, konnte nicht jeden Brief lesen, der nach Münster und Osnabrück und Konstantinopel ging und von dort zurück. Es gab einen Mann, durch dessen Hände diese Briefe liefen, ehe der Kaiser sie sah, und der entschied, was der Kaiser sah und was nicht, und in dieser Entscheidung – was der Mächtigste zu sehen bekommt – liegt eine Macht, die größer ist als der Thron, weil sie unsichtbar ist und sich für niemanden rechtfertigen muss.

Nicht der Herrscher entscheidet. Das Netz entscheidet, und der Herrscher ist nur sein hellster Knoten, der, den alle sehen, während die Fäden, an denen wirklich gezogen wird, im Dunkeln liegen. Wenige entscheiden über das Schicksal von Millionen, und sie entscheiden es nicht von einem Thron herab, sondern von einem Schreibtisch aus, in einem

Vorzimmer, an einem Tisch, an dem die anderen Männer eben erst Platz genommen haben und schon nicht mehr wissen, dass der Stillste unter ihnen längst alles geordnet hat, ehe sie den Mund aufaten.

Das, begriff ich, war die Geschichte. Nicht die Geschichte eines Aufstiegs, derer gibt es genug. Sondern die Geschichte eines unsichtbaren Mannes, der genau das verstanden hatte, was ich erst mit sechzig Jahren zu verstehen begann: dass die Sichtbarkeit eine Eitelkeit ist, die den Eitlen schwächt, und dass die wahre Macht jenem gehört, der bereit ist, auf das Bild zu verzichten, das die anderen sich von ihm machen könnten. Er hatte, wie ich später fand, zweimal in seinem Leben die sichtbaren Zeichen der Macht ausgeschlagen, die ihm zustanden. Er hatte gebeten, einen Titel nicht führen zu müssen, und er hatte einen Sitz unter den Herren, der ihm offenstand, nie eingenommen. Ich verstand das damals noch nicht. Ich hielt es für Bescheidenheit. Heute weiß ich, dass es das Gegenteil war: das tiefste Verständnis der Macht, das ein Mensch haben kann: die Einsicht, dass man, um zu lenken, nicht glänzen darf.

Der Name kommt, so erfuhr ich am Ende, von einer Brücke. Nicht von einer großen — von einem Steg, einem schmalen Übergang über einen Bach, den Taffabach, der durch St. Bernhard fließt. Der Hof, in dem er geboren wurde, lag bei diesem Steg, dem Brückl, und der Bauer, der dort wirtschaftete, war der Mayr beim Brückl, und so wurde aus dem Mayr beim Brückl der Prückelmayr. Der Mann, der zwischen den Mächtigen Europas die Verbindung war, der Mittler, der Knoten, durch den die Fäden liefen, sein Name kam von einem kleinen Steg über einen Bach, den man in trockenen Sommern durchwaten konnte, ohne

sich die Knie zu nassen.

Ich stand viel später einmal an diesem Bach, an einem hellen Tag, und sah den Steg, oder das, was an seiner Stelle steht, und ich dachte an die Brücke, die ein Mensch sein kann zwischen zwei Ufern, zwischen unten und oben, zwischen dem, was ist, und dem, was geschieht. Über manche Brücken geht ein Reich, ohne zu wissen, dass es über eine Brücke geht. Und wenn die Brücke einmal eingestürzt ist, geht man weiter, auf einer neuen, und niemand erinnert sich, dass es die alte je gegeben hat.

Ich kam an jenem ersten Abend spät zur Ruhe, und als ich endlich heimfuhr, am nächsten Tag, durch denselben Nebel, der sich nun zu heben begann, war etwas geschehen, das ich erst zu Hause begriff. Ich trat in mein Arbeitszimmer, und mein Blick fiel, wie jeden Tag, auf die leere Wand gegenüber dem Schreibtisch. Aber sie war nicht mehr dieselbe. Sie war es noch immer. Leer, weiß, ohne Diplom und ohne Photographie, aber sie war nicht mehr meine Leere. Sie war seine geworden.

Denn ich hätte an diese Wand sein Bild hängen können, wie ein Schreibender das Bild dessen aufhängt, dem er nachgeht, um ein Gesicht vor sich zu haben, wenn die Worte ausbleiben. Aber es gab kein Bild. Ich hätte sein Wappen hängen können — aber das Wappen war nicht bekannt. Ich hätte eine Abbildung seines Grabsteins hängen können — aber es gab keinen Grabstein. Alles, was ich hätte aufhängen können, fehlte, und so blieb die Wand leer, und ihre Leere war nun nicht mehr ein Bekenntnis über mich, sondern ein Bekenntnis über ihn: hier hätte das Gesicht eines Mannes hängen sollen, der ein Reich mitregierte, und es ist keines da.

Ich beschloss in jener Stunde, die Wand leer zu lassen, bis ich ihn gefunden hätte. Nicht sein Bild, das, ahnte ich, würde ich nicht finden, und ich täuschte mich darin nur am Ende, auf eine Weise, die ich damals nicht vorhersehen konnte. Sondern ihn. Den Mann hinter dem Namen, hinter dem Amt, hinter dem Verschweigen. Ich wollte die Brücke wieder aufbauen, über die ein Reich gegangen war, und sei es nur aus Worten, und sei es nur, damit einer, ein Einziger, sich erinnerte, dass es sie gegeben hatte.

Ich habe in meinem Leben viele aufgeschrieben, die wollten, dass man sich an sie erinnerte, und die es nicht verdienten. Es war Zeit, mich an einen zu erinnern, der nicht wollte, dass man sich an ihn erinnerte und der es gerade darum verdient.

So begann es. Mit einem Nebel, einer Truhe, einem Namen, der nach Lehm klang und Reiche bewegte, und mit einer Wand, die leer blieb und doch von Tag zu Tag voller wurde.

Nachsatz 2026

Als ich 2026 Puccinis Oper Tosca im Steinbruch St. Margarethen besuchte, musste ich daran denken, was wohl geschehen wäre, wenn sich Prückelmayr 1645 in einem kaiserlichen Gutachten nicht für Esterházy entschieden hätte. Gäbe es die Opernfestspiele und die Passionsspiele überhaupt?